

Paul Peachey

Anthropologische und soziologische Überlegungen über Aggression und Gesellschaftskonflikte

Gewalttätigkeit innerhalb der Spezies, manchmal «Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber dem Menschen» genannt, ist ein befremdlicher Zug des Homo sapiens. Ist die Grausamkeit von Menschen gegenüber Menschen etwas Angeborenes oder Hinzugekommenes? Viele geschichtliche Gegebenheiten lassen sich zugunsten der ersten Auffassung deuten, daß nämlich diese Grausamkeit angeboren sei. Krieg, Genozid und Verstümmelung sind ein zu weit verbreitetes und zu oft vorkommendes Phänomen, als daß man sie als bloße Zufälligkeiten und Verirrungen ansehen könnte. Andererseits sind sie keineswegs universale Phänomene. Innerspezifische Gewalttätigkeit kommt weder allezeit noch überall vor. Und wie wir sehen werden, widerspricht überdies ein «Mordinstinkt» im Menschen der sonstigen «Menschennatur».

Eine Parallele und vielleicht eine Widerspiegelung dieses paradoxen Sachverhalts ist die Ambivalenz, die wir in der menschlichen Kultur und im menschlichen Bewußtsein vorfinden. Die Greuelthaten des Kriegs widern an, faszinieren aber auch. Mag die Militärlegende auch von Mythen überlagert sein und manche Entstellungen enthalten, so sprechen doch militärische Großtaten etwas Urtümliches und Irrationales in der menschlichen Psyche an. Dieses «Etwas» spielt bei der Beibehaltung des Kriegssystems in der Zivilisation zweifellos eine mächtige Rolle.

Doch sind Haltungen und Kulturthemen sich wandelnden Einstellungen unterworfen. Während es Zeiten gibt, in denen vielleicht eine Kriegspsychose die Realitätswahrnehmung einer bestimmten Gesellschaft bestimmt, tritt vielleicht zu anderen Zeiten, wenn die schrecklichen Wirklichkeiten des Krieges unmittelbar zu verspüren sind, eine Periode der Verabscheuung

ein. Die ersten Jahre der Nuklearära waren eine solche Zeit. Als während der fünfziger Jahre die Wasserstoffbombe erstmals getestet und entwickelt wurde, reagierten in vielen Ländern ganze Menschenmassen darauf mit Bestürzung. «Nuklearpazifismus» – die Ansicht, daß militärische Strategien und Aktionen, die auf Atomwaffen basieren, aus moralischen Gründen zu verwerfen sind – wurde zu einer Option für manche Menschen, die andererseits die Berechtigung konventioneller Waffen nicht bestritten. Schließlich kam es zu einem Kompromiß, der politischen Mehrheiten stillschweigend annehmbar erschien: Atomwaffen können als Abschreckungsmittel zeitweilig als das geringere Übel toleriert werden, vorausgesetzt, daß sie im Kampf nicht wirklich eingesetzt werden. Wie man ohne weiteres ersieht, ist diese Politik in sich zweideutig und unhaltbar. Wenn überhaupt, haben Waffen nur dann eine Abschreckungswirkung, wenn die Möglichkeit besteht, daß sie auch tatsächlich verwendet werden. Dennoch schienen während ungefähr zwei Jahrzehnten die politischen Mehrheiten irgendeine Version der Abschreckungstheorie aus den obigen Gründen zu akzeptieren – ein Kompromiß, der durch die Gewilltheit der Regierungen, über Rüstungskontrolle mit sich reden zu lassen, noch gemildert wurde.

Eine Reihe von Entwicklungen am Ende der siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre führte in der Terrorbilanz, die sich unterdessen herausgebildet hatte, zu einer Vertrauenskrise. Unter diesen Entwicklungen stachen die Andeutungen aus offiziellen Quellen hervor, daß ins Auge gefaßt werde, Kernwaffen tatsächlich zu strategischen oder Kampfzwecken zu verwenden. An den Schalthebeln sitzende Männer sprachen öffentlich von der Möglichkeit, einen Atomkrieg auszufechten und zu gewinnen. Solche Erörterungen dienten jedoch lediglich dazu, viele politische Wählerschaften aufzuschrecken, und in manchen Ländern regten sich plötzlich Bewegungen, die ein sofortiges «Einfrieren» der Weiterentwicklung von Atomwaffen verlangten. Politische Führer waren gezwungen, den wachsenden Druck der Öffentlichkeit in Rechnung zu stellen. In diesem Moment ist es allerdings nicht klar, ob dieses öffentliche Aufbegehren hinreichend geballt ist und ob es das Durchhaltevermögen hat, um in der Politik einen gründlichen Wandel (die Zerstörung des Kernwaffenarsenals) herbeizuführen. Vertreter der «harten» Nuklearpolitik erwarten, daß auch diese Opposition, wie

frühere Proteste, erlahmt. Befürworter des «Einfrierens» hingegen, die Durchhaltekraft anstreben, befassen sich mit der Frage: Wie läßt sich das Gewicht des Widerstandes gegen den Atomwaffenwettlauf, der in den frühen achtziger Jahren aufkam, durchhalten? Sind wir auf weite Sicht an einem geschichtlichen Wendepunkt angelangt, wo die Entschlossenheit des Volkes in der Art und Weise, wie die Nationen ihre Geschäfte betreiben, einen gründlichen Wandel herbeizuführen vermag?

Bis zum zwanzigsten Jahrhundert war die Reflexion über internationale Beziehungen durch das normative Denken bestimmt. Politiktheoretiker suchten verschiedentlich ideale Politiken und/oder zwischenstaatliche Systeme zu entwerfen. Sämtliche großen religiösen Traditionen enthalten Visionen einer Welt des Friedens, von denen Veränderungseinflüsse ausgegangen sind. Doch sie alle sind durch die Angleichung der geistigen Vision an das irdische Imperium kompromittiert worden. Zumindest in der Geschichte des Westens standen religiöse und weltliche Körperschaften bei der Unterdrückung des pazifistischen Impulses oft miteinander im Bunde. Obwohl die jüdisch-christliche Tradition eine erhabene Vision eines kommenden Friedensreiches entwirft, erscheint diese Vision durch die pessimistische Auffassung der gleichen Tradition über die Möglichkeiten «innerhalb der Geschichte» verdunkelt.

Im jetzigen Jahrhundert hat im Studium internationaler Angelegenheiten die Aufmerksamkeit immer mehr von den normativen zu den empirischen Disziplinen hinübergewechselt. Menschliche Gemeinschaften werden als natürliche Systeme aufgefaßt, die «Gesetzen» unterliegen, die denen entsprechen, welche die anderen Phänomene in der Natur bestimmen. Ein empirisches Verständnis der Machtbeziehungen zum Beispiel werde unsere Befähigung, die Probleme zu meistern, viel mehr verbessern, als dies bei der Projektion idealer Entwürfe der Fall sei. Viele Forscher sind von der Hoffnung oder vom Glauben getragen, daß die Techniken zur Erhaltung des Friedens sich um so mehr vervollkommen lassen, je mehr die empirischen Grundlagen der politischen Theorie gestärkt werden. Man nimmt an, daß eher Ignoranz und Unterentwicklung als endogene Fehler an der internationalen Anarchie schuld sind. Doch wir stehen vor der Frage: Wie weit und wieso sind solche Erwartungen gerechtfertigt? Halten die Biologie, die Gesellschafts-

und die Verhaltenswissenschaft den Schlüssel zu einer Welt ohne Krieg in Händen?

Determinismus und soziokulturelle Wirklichkeiten

Von den verschiedenen Wissenschaften ist eine Überfülle spezialisierter Angaben über Aspekte des menschlichen Konflikts, der Aggression und Gewalttätigkeit hervorgebracht worden. Die brauchbare Ausbeute hingegen – brauchbar im Sinn kollektiven Handelns oder öffentlicher Politik – bleibt enttäuschend karg. Wie jemand in einem anderen Zusammenhang bemerkt hat, besteht dieses Korpus von Materialien wohl aus sämtlichen Gliedmaßen, doch fehlt ihm der Kopf. Die Schwierigkeiten liegen sowohl im wissenschaftlichen Unternehmen als auch in der Natur der Konfliktsprobleme. Wir werden diese Schwierigkeiten kurz darlegen.

Die Wissenschaften schreiten voran durch zunehmende Spezialisierung unter und in den Fachgebieten. Die Forschungsmethoden sind reduktionistisch. In einem mechanistischen Universum mag zum Beispiel die «Ursache» des Krieges ausfindig gemacht werden. Selbst in einem dynamischen, offenen Universum sind solche Forschungsarbeiten nützlich. Beispielsweise läßt sich etwas lernen aus einer vergleichenden Untersuchung der Ereignisse, die den Ausbruch von Feindseligkeiten in einer bestimmten Reihe von Kriegen heraufbeschworen haben. Andererseits sind die «Ursachen» jedes Krieges viel tiefer und verwickelter als das auslösende Ereignis. Hypothetisch könnte man annehmen, Kriege ließen sich vermeiden, wenn das auslösende Ereignis verhütet werden könnte. Doch wie ließe sich dies anstellen, da das den Krieg heraufbeschwörende Ereignis erst im oder nach dem Faktum als solches erkannt wird?

In Wirklichkeit sind Kriege sehr verwickelte Phänomene, die viele Ursachen haben. Notwendige Ergänzungen zu den spezialisierten wissenschaftlichen Arbeiten, Werke synoptischer Art, die auf die Strukturen von Ereignissen und Beziehungen, Ursachen und Wirkungen, von Gewalttätigkeit und Konflikt eingehen, sind erst spärlich hervorgebracht worden. Obwohl sich kaum ein baldiger Erfolg einstellen wird, ist es dringlich notwendig, das Bestreben fortzusetzen.

Außer diesem methodologischen Problem liegt ein substantielles vor: Wie weit ist das menschliche Handeln dem wissenschaftlichen

Forschen zugänglich? Zumal die Soziologie und die Gesellschaftswissenschaften ganz allgemein haben erst kürzlich in die Halle der Wissenschaft Eingang gefunden. Wie bereits angedeutet, beherrschten vor den modernen wissenschaftlichen Umwälzungen normative Idealstaaten den politischen Diskurs. Deskriptive anthropomorphe und mythische Perspektiven waren miteinander verquickt. Beim Anbruch der industriellen, politischen und wirtschaftlichen modernen Umwälzungen kam es dazu, daß man die Welt des menschlichen Handelns als Bestandteil der determinierten Naturwelt ansah. Man fand, das gesellschaftliche Verhalten des Menschen weise Gesetzmäßigkeiten auf, die von den Bestrebungen der einzelnen Menschen unabhängig seien. Obwohl unter den Gründervätern Giganten wie Karl Marx und Emile Durkheim in ihren Ansätzen stark auseinandergingen, stimmten sie in ihrer Konzentration auf die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten überein, die von den Absichten des Handelnden unabhängig sind. Gesellschaftssysteme und -strukturen «determinieren» die Taten und Ereignisse, und diese Systeme und Strukturen bestehen aus festgelegten Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen.

Die Entdeckung der Gesellschaft als einer Realität *sui generis* verursachte jedoch einen Verlust, der noch nicht voll wettgemacht ist. Erstens einmal wurde die persönliche Tätigkeit um so problematischer, je mehr strukturelle Erklärungen menschlicher Ereignisse entwickelt wurden. Danach bestehen beispielsweise Menschengruppen streng gesprochen mehr aus Rollensystemen als aus Personen. Handlungen lassen sich so mehr als Funktionen dieser Systeme denn als spontane Erfindungen der Handelnden auffassen. Doch je verwickelter ein Gesellschaftssystem ist, je zahlreicher die Variablen sind, die es gefährden, um so mehr nehmen andererseits der Rang und die Bedeutung des persönlichen Handelns zu. Da indes das persönliche Handeln in individueller Subjektivität wurzelt, ist es in gewissem Maß idiosynkratisch. Zudem ist die Subjektivität für die Wissenschaft eine problematische Gegebenheit. Die Verquickung des Menschlichen mit dem Natürlichen ist auf jeden Fall bestrebt, aus der Gesellschaftsanalyse diejenigen Dimensionen des Phänomens Mensch auszuschließen, die gegenüber anderen biologischen Spezies *sui generis* sind.

Während beim Aufkommen der Gesellschaftswissenschaften einerseits das Menschliche dem

Natürlichen gleichgesetzt wurde, zog man auf einer anderen Ebene einen Unterscheidungsstrich zwischen der biologischen und der gesellschaftlichen Sphäre. Die Möglichkeit, eine Sozialwissenschaft zu schaffen, hing eben stark vom Ausfindigmachen eines entsprechenden Objekts ab. Deshalb war es notwendig, beispielsweise die Biologie und die Gesellschaftswissenschaften möglichst weit auseinanderzurücken. Wie bereits angedeutet, bestehen auch in der Sache selbst liegende Gründe für die Trennung. Kultur und erlerntes Verhalten zeichnen den *Homo sapiens* aus. Das Bedürfnis, die (von der Biologie) unabhängige Variabilität der soziokulturellen Phänomene zu erweisen, trug stark zu den Auffassungen über den Menschen und die Gesellschaft bei, welche die Gesellschaftswissenschaften beseelten. Der angesehene Anthropologe Ashley Montagu behauptete vor einer Generation: «Der Mensch ist Mensch, weil er keine Instinkte hat, weil er alles, was er ist und geworden ist, von seiner Kultur, von dem von Menschen gemachten Bestandteil seiner Umgebung, von anderen Menschen erlernt und erworben hat...» Gesellschaftsphänomene lassen sich, obwohl sie ein Aspekt der Naturwelt sind, nicht auf ein biologisches Substrat zurückführen.

Obwohl dies analytisch und methodologisch zweckmäßig ist, bildet es eine Übertreibung, die biologische und die gesellschaftliche Ebene des *Homo sapiens* so extrem voneinander zu trennen. Neuere Entwicklungen in der Sozio-Biologie stellen eine vielleicht unvermeidliche Reaktion und ein Korrektiv dar. Hier ist es wichtig, den Preis zu notieren, um den die Sozialwissenschaften ihr Geburtsrecht erwarben: eine allzu deterministische Sicht des Gesellschaftsuniversums und eine übertriebene Distanz zwischen gesellschaftlichem Verhalten und seiner biologischen Basis.

Krieg und Menschennatur

Gewalttätigkeit bei menschlichen Scharmützeln nimmt viele Formen an und kommt auf verschiedenen, individuellen und kollektiven, Ebenen vor. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich hier auf die letztere, zumal auf den Krieg. Krieg ist ein Gesellschaftsphänomen und etwas anderes als die Summe von Gewalttätigkeit, die von einzelnen verspürt oder geäußert wird. Die Forscher sind sich über die Natur und den Ursprung des Kriegs nicht einig. Einige erblicken den Ur-

sprung des Krieges in einem urtümlichen, uranfänglichen Kontext – in etwas dem theologischen Begriff eines «Sündenfalls» Entsprechendem; andere bringen den Krieg eher direkt mit der Zivilisationskrise in Zusammenhang. In dieser Sicht nimmt die Gewalttätigkeit mit dem Fortschreiten der Zivilisation zu. Es gibt auch die Frage, wie oft der Krieg erfunden wurde, oder ob er sich von einem einzelnen (zentralasiatischen) Ursprung aus weiter verbreitete.

Dem Konflikt wurde in der Gesellschaftstheorie von alters her rege Aufmerksamkeit geschenkt. Die Konfliktstheorie ist eine der miteinander wetteifernden allgemeinen Theorien im soziologischen Denken. Mit Vorläufern im griechischen Denken und direkten Wurzeln in der von Hobbes geprägten Tradition (17. Jahrhundert) faßt die Konfliktstheorie den Konflikt als den konstitutiven Prozeß in der Gesellschaftsorganisation auf. Da man annimmt, daß der Egoismus des einzelnen Menschen die Grundgegebenheit im gesellschaftlichen Leben ist, stellt die Ordnung, insofern sie besteht, das Ergebnis von Kampf dar. Die Herrschafts- und Hierarchiestrukturen, die aufkommen, lösen (bis zu einem gewissen Grad) das Problem der Ordnung in Ansammlungen von Menschen. Die Konfliktstheorie bietet sich als eine vorzügliche Alternative zu Konsenstheorien an, von denen der strukturelle Funktionalismus in neuerer Zeit am besten bekannt ist.

Der Marxismus ist die umfassendste und am vollsten entwickelte Konfliktstheorie. Vom Anreiz, den der Marxismus ausübt, geht zweifellos viel darauf zurück, daß er sich als eine Alternative für den kopflosen Status der sonstigen Gesellschaftstheorie anbietet (siehe oben). Das Kommunistische Manifest (1848) bezeichnet die gesamte vorausgehende Geschichte als Klassenkonflikt. Obwohl sich die wirtschaftliche Grundformel Marxens anfechten läßt, ist seine Betonung dessen, was man jetzt die «strukturellen» Konflikts- und/oder Gewalttätigkeitsherde nennt, einer seiner bleibenden Beiträge.

Wenn unter den vielen manchmal einander widerstreitenden soziologischen Theorien von heute nach einem gemeinsamen Nenner in bezug auf die Gewalttätigkeit zu suchen ist, dann ist er höchst wahrscheinlich in bezug auf die strukturelle Konfliktsgenese zu finden. Ungerechtigkeiten in der Verteilung von Reichtum und Privilegien in der Gesellschaft werden unter Gesellschaftswissenschaftlern unvermeidlich als Kon-

fliktsquellen angesehen. Und da politische Regime (welche die bestehenden sozialen Ungerechtigkeiten widerspiegeln) zu gewaltsamen Sanktionen greifen, um die Autorität zu verteidigen, kann man sich auch der Gewalttätigkeit bedienen, um die Autorität herauszufordern.

Auch der Unterschied zwischen der «objektiven» und der «subjektiven» Seite des Konflikts wurde unterbewertet. Diesen Unterschied nicht zu beachten, kann zu Verwirrung führen. Die «objektiven» Dimensionen betreffen strukturelle Unverträglichkeiten, mit denen man sich befassen muß, wenn der Konflikt konstruktiv und friedlich gelöst werden soll. Die «subjektiven» Dimensionen betreffen die Haltungen der im Konflikt handelnden Personen, und diese Haltungen können den objektiven Dimensionen entsprechen oder auch nicht. Es kann auch ohne objektive Gründe zu Konfliktsverhalten und sogar Gewalttätigkeiten kommen; diese hängen dann mit den subjektiven Zuständen der betreffenden handelnden Personen zusammen. Umgekehrt braucht ein objektiver Konflikt sich nicht in Konfliktsverhalten und Gewalttätigkeit zu äußern, falls die Parteien über die Mittel verfügen, Lösungen auf andere Weise zu erreichen.

Während der letzten Jahrzehnte sind in den Gesellschaftswissenschaften mehr spezifizierend drei einander widersprechende Haupttheorien zur Erklärung von Gewalttätigkeit und Aggression in menschlichen Gesellschaften vorgebracht worden: Frustrationsaggression, sozial erlerntes und biologisch-instinkthafes Verhalten. Die erste dieser Theorien nimmt an, daß zwischen der Frustration einer zielgerichteten Tätigkeit und aggressiven Taten eine lineare Beziehung besteht. Wenn es zu Aggression kommt, ging ihr eine Frustration voraus. Wenn es zu Frustration kommt, folgt notwendigerweise eine Aggressionsentladung. Als allzu deterministisch kritisiert, wurde die Frustrations-Aggressions-Theorie bald geändert, um auch das Mitspielen anderer Faktoren in Rechnung zu stellen.

In der zweiten dieser Erklärungen, in der des sozialen Erlerntseins, widerspiegelt sich weithin die übertriebene Trennung des Gesellschaftlichen von den biologischen Wissenschaften. Während sie Auffassungen, wonach der Aggression Instinkte zugrunde liegen, zurückweisen und dafür die Wichtigkeit der Kultur für die Prägung des menschlichen Charakters betonen, erklären die Theoretiker des sozialen Lernens aggressives und gewalttätiges Verhalten vom So-

zialprozeß her. Die Theorie des sozialen Lernens will bei der Verhaltensklärung weder etwas von fixierten inneren Dispositionen gleich welcher Herkunft noch von stimulierenden Ereignissen mit unveränderlicher Kraft wissen. Gewalttätigkeit ist ein Gesellschaftsprodukt.

Die dritte dieser Theorien, die Erklärung vom Biologisch-Instinkthaften her, ist die umstrittenste. Die Idee, daß der *Homo sapiens* einen «Mordinstinkt» habe, ist nicht neu, hat aber in den letzten Jahren neuen Auftrieb erhalten durch den Einfluß von Studien in Ethologie und Primatologie. Popularisierte Abhandlungen von Schriftstellern wie Robert Ardrey und Desmond Morris über einen Aggressionsinstinkt in der menschlichen Spezies ließen in vielen Gesellschaftskreisen eine weitverbreitete Neigung zu solchen Ideen aufkommen. Solange im gegenwärtigen Forschungsstadium manche Fragen über das Aufeinanderwirken des biologischen und des kulturellen Faktors in der menschlichen Entwicklung unbeantwortet bleiben, bestehen starke Gründe, die das Biologisch-Instinkthafte betonende Theorie der menschlichen Aggression und Gewalttätigkeit zurückzuweisen: Erstens ist kein empirischer Beweis für einen solchen Instinkt vorhanden und zweitens spielt in der menschlichen Begabung der Instinkt auch sonst eine geringe Rolle. Keines dieser Gegenargumente ist indes voll «bewiesen» worden und kann voll bewiesen werden. Was das erste betrifft, so erfordert die wissenschaftliche Methode die Operationalisierung sämtlicher Elemente in einem Erklärungskalkül sowie die mögliche Falsifikation jedes Erklärungsvorschlags. Solche Prüfungen sind in bezug auf die Möglichkeit von Instinkten noch nicht angestellt worden. Vorderhand ist das Beweismaterial, das wir haben, in großem Maß zufällig. Dennoch ist unsere Ansicht, die wir versuchsweise vorlegen, die, daß die innerspezifische menschliche Gewalttätigkeit nicht instinktgetrieben ist; wir müssen sie anderswie erklären.

Ein anderes Argument als das, daß es an Beweisen fehlt, ergibt sich aus der phänomenologischen Annäherung an das menschliche Leben, die manchmal als «philosophische Anthropologie» bezeichnet wird. Ohne die philosophischen und theologischen Fragen über die Evolution, die spezielle Schöpfung und dergleichen auszuschließen, wird in weiten Kreisen behauptet, daß die verhältnismäßige Instinktlosigkeit und deshalb die Notwendigkeit und Möglichkeit der

Kultur das sei, was den Menschen von den anderen Spezies unterscheide. Es liegen verwickelte biologische Korollare dazu vor: frühe Geburt und verlängerte Abhängigkeit, großes Gehirn, Zweifüßigkeit, gegenständiger Daumen und so weiter. Das menschliche Wesen wird in der menschlichen Biologie vorweggenommen. Seite an Seite mit dem genetischen Erbe liegt im Fall der menschlichen Spezies ein kulturelles Erbe vor, vielleicht mit analogen Entwicklungsmechanismen, die in beiden Sphären tätig sind.

Durch den biologisch unvollendeten Charakter der menschlichen Natur wird nicht nur Kultur ermöglicht und notwendig, sondern auch persönliche Tätigkeit und symbolische Kommunikation. Biologische Bedürfnisse und Triebe bestehen dennoch weiter, und die Kultur ist vielleicht, mag sie auch einen höheren Symbolgehalt haben, in größerem Maß das Ergebnis der Anpassungsprozesse der menschlichen Spezies in der «natürlichen» Umgebung. Die Menschen sind einerseits in der Natur verwurzelt und andererseits irgendwie dazu bestimmt, die Natur in Frage zu stellen, zu transzendieren und zu ergänzen.

Der gefährdete Kosmos des Homo sapiens

Mit diesen wenigen Theorien sind noch lange nicht alle genannt, die es gibt. Was wir uns hier zu merken haben, ist dies, daß Ergebnisse der Sozialwissenschaften bis anhin mehr gegen als für die Annahme sprechen, daß man für Aggression und Gewalttätigkeit in menschlichen Angelegenheiten nur nach einer einzigen Erklärung zu suchen brauche. Dies will nicht heißen, daß Bestrebungen, spezifische Variablen oder Korrelate, die mit Gewalttätigkeit zusammenhängen, aufzufindig zu machen oder zu messen, müßig seien. Weiter unten werden wir gerade das Gegenteil behaupten.

Wir möchten jedoch darauf hinweisen, daß es in bezug auf die Grundfragen der Theorie und Methodologie größerer Klarheit bedarf. Wenn wir gewahren, daß die Ursachen von Gewalttätigkeit im allgemeinen und von Krieg im besonderen verwickelt und vielfältig sind, ist es unsere Aufgabe, die Konfigurationen von Umständen zu bestimmen, unter denen es zu Gewalttätigkeit kommt oder nicht kommt.

Wie Erich Fromm in seinem letzten größeren Werk schrieb, sind Zerstörungswut und Grausamkeit nicht instinktive Triebe, sondern Lei-

enschaften, die im ganzen Dasein des Menschen wurzeln. Die Umgebung zu ordnen, wofür bei anderen Spezies die Verbindung von Instinkt und Umweltkräften sorgt, ist dem Menschen selbst als Aufgabe überlassen. Unbestimmtheit und damit Freiheit und Unsicherheit sind das Los des Menschen. Nichts kann für menschliche Wesen bedrohlicher sein als die Zerstörung ihres Kosmos, des Gefüges von Definitionen und Erwartungen, die sie selbst schaffen, um die Leere zu füllen, die ihre instinktarme Biologie läßt. Diese Definitionen sind es, die Sicherheit schaffen sowohl gegenüber unvorhersehbaren Taten von anderen als auch gegenüber ungezügelten oder uneingeschränkten Trieben in ihnen selbst. Wie ein marxistischer Philosoph einst bemerkt hat, fordert das Lebewesen Mensch Sinn, und wenn ihm der Sinn verweigert wird, wird das Dasein unerträglich. Falls er damit Recht hat, halten wir damit einen Schlüssel in Händen, um einen Großteil der Gewalttätigkeit und des Krieges zu verstehen.

Die politische Herrschaft ist für gewöhnlich territorial definiert worden. Das Monopol auf politische Machtfunktionen innerhalb eines bestimmten Territoriums zu erlangen, ist die erste Aufgabe eines Staates, einer Regierung. Das Sich-Festsetzen eines Rivalen, der das politische Monopol innerhalb der bestehenden Staatshoheit anfigt, ist etwas, das kein Staat, keine Regierung dulden darf. Das Territorium ist somit ein kritisches Spezifikum des Staates, nicht wegen eines blinden «territorialen Imperativs», sondern deswegen, weil das Territorium die wichtigste Grundlage darstellt, um das maßgebende Gefüge gesellschaftlicher Auffassungen und Erwartungen, welche das Dasein gegebener Menschenansammlungen ordnen, aufzubauen, abzugrenzen und zu verwalten. Dennoch ist das territoriale Band nicht seiner Natur nach instinktgegeben. In Bundesstaaten operieren ja verschiedene Autoritäten innerhalb derselben territorialen Einheit. Die Vermischung von Autoritäten innerhalb von Staatsgebieten steigert sich in einer zunehmend interdependenten globalen Gesellschaft und leistet wohl einen wichtigen Beitrag zu der kommenden nachnationalen Ära. Gründe dafür, daß politische Autoritäten ausschließliche Ansprüche erheben, sind also nicht instinktmäßig, sondern menschlich.

Territorialität bleibt eine kritische Variable in jedem gesellschaftlichen Leben, wie es für räumliche Variablen ganz allgemein gilt. Sie ist eine

der Eigenheiten der materiellen Umwelt, die als eine materielle Koordinate des gesellschaftlichen Aufeinanderwirkens leicht auszumachen ist. Leibliches Aneinandergrenzen ist eine primäre Moralkategorie in allen menschlichen Kulturen; das Aneinandergrenzen der Wohnsitze bestimmt von selbst die Distanz, die Nähe und die Grundpflichten. Räumliche Kategorien stellen somit Grunddimensionen in der Abgrenzung der menschlichen Gemeinschaft dar. Sowohl in bezug auf den Staat als auch auf die Örtlichkeit ist jedoch nicht die Territorialität als solche, sondern Territorialität als Symbol von Variablen für das kollektive Überleben entscheidend wichtig, was die irrationale kollektive Macht von Territorialsymbolen erklärt. Es geht dabei um die Integrität und die Weiterdauer der kollektiven Einverständnisse, auf denen die bestehende Kollektivität (Gesellschaftssystem, Gesellschaft) aufruht.

Direkte physische Kontakte zwischen menschlichen Organismen kommen beständig vor, doch selbst dabei treten gesellschaftliche Abgrenzungen ins Spiel. Im Grunde jedoch liegen im Aufeinanderwirken der Menschen verwickelte Prozesse wechselseitiger interpersonaler Wahrnehmungen. Andere Menschen bedrohen die konstruierte Welt, die wir bewohnen, nicht wenn und weil ihr Auftreten als solches uns direkt bedroht (obwohl dies der Fall sein kann), sondern wenn und weil dieses Eindringen für die, in die eingedrungen wird, die Unterhöhlung der bestehenden Wirklichkeit mit sich bringt. Diesbezüglich markiert das sonst eher unbedachte UNO-Dictum – «Der Krieg beginnt im Geist der Menschen» – den kritischen Punkt. Ein Akt ist ein Kriegsakt, wenn er von einer Partei oder von den beiden (oder noch weiteren) Parteien als solcher empfunden wird.

Der Falkland/Malvinen-Krieg: eine Fallstudie

Analytisch haben wir es also mit einem reichlich abstrakten Modell von Analyse zu tun. Dessen Anwendung beim Studium eines konkreten Falls mag deshalb eine wichtige Verständnishilfe sein. Wenn man den jüngsten Krieg auf den und um die Falklandinseln auf dem Hintergrund der nuklearen Bedrohung besieht, scheint er sich für ein solches Vorhaben gut zu eignen. Der Ausbruch der südatlantischen Krise vor dem Hintergrund der Debatte über die Kernwaffen brachte einige aufschlußreiche analytische Möglichkei-

ten mit sich. Vieles an dieser Krise erinnerte an die klassische Bilderwelt von Diplomatie und Krieg zu Beginn der Neuzeit. Über diese Seiten des Falls wurde denn auch anfänglich genug gesprochen, um die ernste Natur des voranschreitenden Konflikts zu verdunkeln. Unser Interesse gilt hier der folgenden Frage: Wie war es sowohl in England als auch in Argentinien möglich, in einer relativ kurzen Zeitperiode die Bevölkerung für militärische Politiken und Aktionsrichtungen zu mobilisieren, wenn nicht zu galvanisieren, die andere Menschen in entspannteren Verhältnissen eher als tragikomisch empfanden?

Den Argentinern kann man wohl ohne weitere folgende geopolitische Logik zugute halten: Die Lage der Falklandinseln läßt auf die Möglichkeit einer Interessenidentität zwischen deren Bewohnern und den Argentinern schließen, die im Fall der Briten kaum so offensichtlich vorliegt. Obwohl die geopolitischen Argumente für Argentinien sprechen, kann man den Briten zugute halten, daß die Bewohner der Falklandinseln dennoch ethnisch, historisch und politisch mehr mit England verbunden sind. Eine gewaltsame Verdrängung durch ein fremdes Regime war ganz gewiß eine Souveränitätsverletzung, wie man sie für gewöhnlich versteht. Andererseits jedoch: Warum einzig aus diesem Grund ein Krieg? Welche zusätzliche Variable erklärt, weshalb jede Partei sich als von der anderen vergrößert ansah?

Wenn unsere vorstehenden Analysen gültig sind – wir bieten sie lediglich als eine Arbeitshypothese an –, dann war die entscheidende Variable in diesem Konflikt weder ein biologischer noch ein gesellschaftlicher Determinismus in einem direkten, linearen Sinn, sondern die respektive Bedrohung ihrer Kernrealität, die jede der beiden Gesellschaften im Handeln der anderen sah. Die Empfindungen waren keineswegs spontan. Historische, nationale und militärische Mythen wirkten als mächtige Kräfte zur Schaffung der Vorbedingungen. Doch war an der südatlantischen Auseinandersetzung nichts «Blindes» oder «Unvermeidliches». Politische Führer, die ganz gewiß selbst in der gleichen Mythologie befangen waren, trafen Entscheide und handhabten die Symbole der kollektiven Selbstdefinition auf eine Art und Weise, welche die beiden Regierungen auf einen Kollisionskurs brachten. Man kann auch nicht behaupten, daß das Debakel auf Mangel an Verhandlungsgeschick zurückging.

Nein, was problematisch war und bleibt, ist, wie Fromm nahelegt, im menschlichen Bereich zu suchen, in der Art und Weise, wie wir unsere zwischenmenschliche Realität gestalten und mißgestalten.

Einige Verallgemeinerungen

Hier werde ich einige der in den vorhergehenden Teilen dieses Aufsatzes zerstreuten Ergebnisse zusammenfassen, ergänzt und erweitert durch Exzerpte aus einigen empirischen Studien.

1. Im Sinn einer Vielfalt von (wenigstens zum Teil) einander ausschließenden Zielen und Interessen wohnt Konflikt dem menschlichen Dasein inne. Feindschaft, Aggression, Gewalttätigkeit und dergleichen sind, obwohl von konflikthafem Charakter, andererseits doch mehr umständebedingte, akzidentelle als angeborene menschliche Phänomene.

2. Die Ursachen der «Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber dem Menschen», der Aggression, der Gewalttätigkeit und des Kriegs sind am ehesten in der prekären Situation des Homo sapiens (teils determiniert, teils frei) im Kosmos und nicht so sehr in biologischen oder gesellschaftlichen Determinismen zu suchen. Diese von vielen, aber nicht von allen Soziologen vertretene Sicht bestreitet nicht, daß solche Determinismen vorhanden sind, sondern behauptet nur, daß Krieg und jede weitere Form menschlicher Gewalttätigkeit mehr ein vom Menschen ausgehendes Handeln als ein notwendiges, determiniertes Verhalten ist. (Während es unverantwortlich wäre, vorauszusagen, der Krieg werde bald ausgemerzt sein, ist es deshalb gleich irreführend, den Krieg als eine schicksalhafte Notwendigkeit anzunehmen.)

3. In den neuesten Studien in Primatologie, Ethologie und Soziobiologie wird die Ansicht über die Kraft des genetischen Erbes im menschlichen Verhalten einer Revision unterzogen. Obwohl es auch hierin zu Meinungsverschiedenheiten und Fehlstarts kommt, kann echte neue Erkenntnis über das gegenseitige Verhältnis des Biologischen und des Gesellschaftlichen nur willkommen sein.

4. Krieg und weitere Formen kollektiver Gewalttätigkeit entstehen zwar aufgrund biologischer Bedürfnisse, Triebe und Kräfte, stellen jedoch ein gesellschaftlich erlerntes und/oder erzeugtes Verhalten dar. Die Tatsache, daß breite Bevölkerungsschichten in den Krieg einwilligen

und bereit sind, sich militärisch mobilisieren zu lassen, beweist die Natur und die Macht des gesellschaftlichen Erbes der Menschheit.

Sie beweist auch die Notwendigkeit, die Individualisationsprozesse und das persönliche Handeln in den heutigen Gesellschaften zu pflegen. Massenpsychologien und in Panik versetzende Impulse müssen von autonom kritischen Einzelmenschen in Frage gestellt werden. Wenn der Krieg als unvermeidlich in Kauf genommen wird und Vorbereitungen und Rüstungen für den Krieg institutionalisiert werden, ist die soziokulturelle Schwungkraft fast unwiderstehlich. In diesem Zeitpunkt bemerken die «Realisten» in allem Ernst: «Die Welt ist ein gefährlicher Ort»; «Abrüstung ist verrückt». Das Ergebnis ist, daß die Weissagung von selbst dafür sorgt, daß sie in Erfüllung geht. Früher oder später kommt es zur «Aggression», und die Realisten können allemal als die dastehen, die Recht gehabt haben!

5. Falls die theoretische Forschungsbasis richtig ist, können empirische Forschungen enorm dazu beitragen, daß wir sowohl die Ethologie der Gewalttätigkeit als auch die Frieden schaffenden Prozesse verstehen. Es gibt z. B. eine Menge von Befunden, wonach Unsicherheit (von Personen oder Gruppen) Neigung zu Aggression und Gewalttätigkeit mit sich bringt; es gibt Befunde über Zusammenhänge zwischen groben Sportarten und Feindschaftsgraden in Bevölkerungen, über Auswirkungen von Darstellungen von Gewalttaten in den Massenmedien auf das Verhalten zumal von Jugendlichen und so weiter.

6. Vorläufig bieten die angewandten Disziplinen die vielleicht praktikabelsten und zugänglichsten Wege auf nichtmilitärischen Gebieten. Neue Institutionen, die zum Teil auf sich neu entwickelnden Meditationstechniken beruhen, kommen auf, um Dispute in Familie und Gesellschaft zu schlichten. Historisch gesehen scheint die Entwicklung von nationalen (zentralen) Rechtssystemen informelle örtliche Schlichtungsverfahren zum Schwinden gebracht zu haben. Mit dem allgemeinen Wiedererwachen des Interesses an örtlicher Demokratie scheint die

Zeit reif zu sein, um persönliche und örtliche Verfahren zur Konfliktlösung wieder in Gang zu bringen. Studien- und Ausbildungsprogramme auf verschiedenen Stufen – auf der nichtfachmännischen, der paraprofessionellen und der professionellen Ebene – haben einen wichtigen Beitrag zu leisten.

7. Die Weiterführung von diplomatischen und Verteidigungseinrichtungen scheint für die voraussehbare Zukunft unumgänglich zu sein. Andererseits lähmt das Gefühl der Unausweichlichkeit, das mit dieser Annahme gegeben ist, unseren kollektiven Willen und führt so gerade zu der Unausweichlichkeit, vor der wir uns angeblich fürchten. Die schlimmste Tragödie unserer Ära besteht in unserer Unfähigkeit, unsere vielen Befähigungen in kollektiven Handlungsweisen zusammenzuballen. Darum läßt sich die im «nuclear freeze» (Einfrieren der Nuklearrüstung) und weiteren Initiativen erzeugte Energie nicht produktiv nutzbar machen zu durchhaltender Friedensaktion und den erfordernten Strukturveränderungen. Die Fragen stehen immer noch im Raum: Warum?

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. August Berz

PAUL PEACHEY

1954 Promotion zum Doktor der Philosophie an der Universität Zürich. Derzeit Associate Professor für Soziologie und Koordinator der Studien über Fragen des Friedens und der Weltordnung an der Katholischen Universität von Amerika. Im Rahmen dieses Auftrags leitet er ein Studienprojekt über gesellschaftliche Bindungen innerhalb von Wohngebieten. Während des akademischen Jahres 1982/83 Aufenthalt an der Universität Wien zum Zweck der Abschlußarbeiten an diesem Projekt. Der erste Band mit diesen Studienberichten erschien Ende 1982 unter dem Titel «The Residential Areal Bond: Local Attachments in Delocalized Societies (Irvington Publishers, New York). Nach zeitweiliger Mitarbeit im internationalen Programm des Mennonite Central Committee war er während der ersten Hälfte der sechziger Jahre Exekutiv- und Studiensekretär der Church Peace Mission, eines Zusammenschlusses protestantischer Friedensgesellschaften. Während dieser Zeit veröffentlichte er: *Biblical Realism Confronts the Nation* (Fellowship Publications, New York 1963). Anschrift: The Catholic University of America, Dept. of Sociology, Washington, D. C. 20064, USA.